

Der prinzipielle Deserteursrebell

Gerhard Zwerenz (3. Juni 1925–13. Juli 2015) über Fahnenflucht als Lebensregel

Gerhard Zwerenz

»Ich betrachte mein Leben eingekerbt mit einer dreifachen Desertion: Ich bin im August 1944 von der Naziwehrmacht desertiert, ich bin '57 vom Stalinismus desertiert, und jetzt mit 65 Jahren desertiere ich aus dem westdeutschen Literaturbrei.« Seine Lebensmaxime hat Gerhard Zwerenz bis in sein 91. Lebensjahr bewahrt (siehe *jW* vom 14.7.2015). Als Schüler Ernst Blochs lebte Zwerenz die Utopie, der zentrale Begriff des Leipziger Philosophen, unmittelbar. Es gab keinen öffentlichen Ort, an dem er zufrieden war. *jW* lässt Zwerenz noch einmal zu Wort kommen. Wir veröffentlichen aus seinem Buch »Soldaten sind Mörder«. Die Deutschen und der Krieg« aus dem Jahr 1988 das Schlusskapitel »Das Prinzip Desertion«. Diesem theoretischen Text schließt sich aus dem ein Jahr später erschienenen Buch »Vergiß die Träume Deiner Jugend nicht« das Kapitel »Zähne zusammenbeißen, auch wenn's die dritten sind« an. Ein Text, der als Fragment Nr. 98 in Zwerenz' Autobiographie im Internet (www.poetenladen.de) zu lesen ist. – Wir bedanken uns bei Ingrid Zwerenz für die freundliche Druckerlaubnis. (jW)

Die Fahnenflucht ist, neben dem bewaffneten Widerstand, radikale Verweigerung. Sie ist der Widerstand des kleinen Mannes und einfachen Soldaten, der keine Gruppe befehligt und in seiner Einsamkeit noch nicht einmal andere zur solidarischen Aktion anstiften kann. Der Deserteur ist nichts anderes und nicht mehr und nicht weniger als nur er selbst, eine lächerlich zitternde Masse von Fleisch und Angst, und wenn er gut ist, von Zorn, denn es kann sein, dass er verfolgt und exekutiert wird, und es kann sein, dass er kämpfen und seiner Haut sich wehren muss. Der Deserteur ist ein Klumpen Einsamkeit, Schweiß, Angst, Blut, Tod auf einem Schlachtfeld mordsüchtiger, eingebildeter Heroen. Und er weiß, dass er seine Heimat verlässt, ohne dass er wissen kann, ob er jemals wieder irgendwo zu Hause sein wird. Ja, er ist sich nicht einmal sicher, ob diejenigen, zu denen er jetzt geht, ihn auch am Leben bleiben lassen. Was er erreicht, ist ungewiss, gewiss nur, was er verlassen hat: die eine Seite des Verbrechens, an dem diese Welt schon so lange krankt, dass sie daran sterben wird, geschieht nicht das Wunder massenhafter, völkerumgreifender und -verbindender Desertion.

Die Welt kann nur von den prinzipiell Fahnenflüchtigen gerettet werden; ihr Untergang wird besiegelt von den Nichtfahnenflüchtigen, die die Verräter unseres Zeitalters sind, weil sie das Leben an die Systematik der Vernichtung ausliefern, also verraten.

In die Gesichter unserer Politiker blickend, denke ich unwillkürlich an die Fotos vom Krieg, auf denen Galgen mit Gehenkten zu sehen sind, und darunter stehen deutsche Soldaten und lächeln in die Kamera. Was diese Wehrmachtler vorführten, ihr gutes Gewissen, ihre Unbetroffenheit, ihre Bereitschaft zur soldatischen Disziplin, die Gelassenheit von Unmensen, die sich dessen vollkommen unbewusst sind, ist die kriegerische Seite der Medaille, deren Friedensseite wir heute Tag für Tag von den Medien zugeliefert bekommen. Nur sind Opfer und Täter geographisch weiter auseinandergerückt, so dass es leichter fällt, die eigene Unschuld gemüthhaft unbetroffen vorzuführen. Allerdings, in der Tiefe des Gewissens sitzt der Wurm und nagt sich seine Gänge, und sehen wir's den Gesichtern unserer Großen nicht an, so ahnen wir doch, was vorgeht. Und sie sind nicht gänzlich unbetroffen davon. Mit jeder heftigen Bössartigkeit, mit ihren deklamatorischen Ausfällen und juristischen Winkelzügen offenbaren sie sich uns dennoch, wie es um sie steht. Nicht gut.

Die verweigerte Desertion von den Armeen der Vernichtung zeichnet die Physiognomik der Altgetreuen so, wie sich die Recken am Kriegerdenkmal verraten, wenn sie Kränze deponieren, auf denen der toten SS-Leute gedacht wird mit den Worten: »Eure Ehre heißt Treue.« Das »Eure« ist taktisches Zugeständnis. Gemeint ist »Unsere«. So was sagt man noch nicht wieder. Man denkt es.

In Parallele zu einem Wort von (Ernst) Bloch, wonach es Sinn der Kirchen sei, Ketzer hervorzubringen, sehen wir den Sinn der Armeen in heutiger Zeit darin, Deserteure zu schaffen, womit wir an die urchristlichen ersten drei Jahrhunderte des ersten Jahrtausends anknüpfen, als Soldaten nicht getauft werden durften, weil jede Lebensvernichtung als unchristlich galt. Alle großen und kleinen Desertionen beginnen mit dem Bruch des Fahneneids, dem Verlassen der Fahne und, in manchen Fällen, dem bewaffneten Widerstand. Hier allerdings besteht die Gefahr der Wiederholung des Rückfalls in den alten Kriegskreislauf. Wo der Widerstand mehr wird als Aufstand und Rebellion, wo er sich zur neuen Machthabe entschließt, übernimmt er die alten Hoheitsrechte und verlangt den Fahneneid, mit dem neue Kriege beginnen. Alle großen Aufstände begannen als Revolten, und waren sie siegreich, setzte sich die Kriegsgeschichte mit ausgewechseltem Personal fort. Der siegreiche Rebell von gestern ist der Napoleon von morgen. Also gilt es, auf dem zugrundeliegenden Akt der Rebellion zu beharren.

Rebellischer Einzelakt

Die Desertion ist die wahre Friedenspflicht. Indem ich mich weigere, bin ich. Werde ich bedroht und verfolgt, muss ich mich verteidigen, und die Desertion geht in die Rebellion über. Beides ist gerechtfertigt. Das ändert sich, gründen die Rebellen ihrerseits einen Machtstaat. Psychologisch gesehen, nehmen sie die vordem abgelehnte, bekämpfte Rolle des Vaters an

und werden ihm gleich. Es gehört eine ziemliche Kurzsichtigkeit dazu, nicht wahrzunehmen, dass sich in allen siegreichen Revolutionen der Weltgeschichte bisher genau der autoritäre Charakter als Führungsfigur durchsetzte, gegen den die Revolution sich gerichtete hatte. So mündet Geschichte über die Revolution nur in weitere Kreisläufe, statt auszubrechen. Der Ausbruch aber bedarf eben der individuellen Fahnenflucht, der rebellische Akt muss sich massenhaft vollziehen, die Weigerung, der Fahne zu dienen, muss der neuen Fahne gegenüber bestehen bleiben.

Erich Fromm, der diesen tiefenpsychologischen Einsichten bisher am nächsten gekommen ist, irrte sich allerdings in der Nomenklatur, wenn er den rebellischen Charakter dem revolutionären gegenüber zurücksetzte. Die notwendige Aufhebung des autoritätsfixierten Menschen wird geschichtlich zwar nur bedeutsam, wenn sie massenhaft geschieht, doch die Aufhebung selbst ist rebellischer Einzelakt. Geschieht er nicht individuell, sondern in Kollektiven, also angeordnet und auf Befehl, ist der Rückfall der Rebellion über die Revolution in die Konterrevolution schon vorgezeichnet. Die angeordnete Rebellion ist wie die angeordnete Revolution nur Vorbereitung auf die neue Autorität und den neuen alten Staat.

Die nach der Macht strebenden Revolutionäre spüren das ebenso, wie es die alten Generale wissen, weshalb beide Seiten nichts so streng und mörderisch verfolgen wie den Deserteur, der sein Gewissen über die Fahne stellt, welche es auch sei. Diese Verfolgungsgemeinschaft von alten und neuen Machthabern gegenüber den prinzipiellen Deserteursrebellens schließt die Weltgeschichte zu einer unaufhörlichen Kette von Blutvergießen und Unterdrückung zusammen.

Zwei Jahrtausende Rebellenjagd

Gerade ihre prinzipielle Friedfertigkeit brachte den Urchristen die stärkste Verfolgung ein. Nicht zufällig verwandelte sich das Christentum, kaum zur römischen Staatsreligion geworden, aus einer pazifistischen Glaubensgemeinschaft in eine kriegerische. Nicht Rom passte sich der Kirche an, sondern die Kirche Rom.

Es begannen zwei Jahrtausende Ketzerproduktion, Rebellenjagd, Ausrottung der Deserteure. Die Frage ist zwei Jahrtausende danach noch dieselbe: Krieg oder Friede. Soldat oder Deserteur. Autoritärer oder rebellischer Charakter. Entweder die letzten Millionenarmeen bleiben diszipliniert in der Schlachtordnung und vernichten auf Befehl die Welt, oder die Soldaten verweigern den Dienst.

In Bremen riskierten couragierte Bürger, ein Deserteursdenkmal aufzustellen. In Kassel brachten sie es immerhin zu einer Gedenktafel. An anderen Orten finden sich Einsichtige zusammen und planen das Gedenken an die letzte Gruppe nichtrehabilitierter Opfer. Im Widerstand dagegen findet sich das letzte nationale Aufgebot, dem die deutsche Fahne mehr ist als der Tod, den man so reichlich ausstreute.

Die Jugend des Landes, wenn sie reist und in Urlaub fährt, begegnet, falls sie die Augen nicht

verschließt, allenthalben den Opfern der Deutschen in Massengräbern. Polen, Russland, Frankreich, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Griechenland, Italien. Ganze Ortschaften wurden entvölkert, die Einwohner in Gräbern verscharrt, Schulklassen hat man zusammengetrieben und massakriert. Ihr könnt die Toten besuchen, wenn ihr wollt, die schwarze Landkarte der Exekutionen liegt vor. Da könnt ihr laufen, so schnell und soweit ihr wollt, aus diesen Schatten kommt keiner von uns heraus. Das ist nicht eine Frage der Schuld. Das ist eine Frage des Schattens und wie die Sonne steht, die ihn kürzer oder länger werden lässt. Schuld ist individuell. Schuldig sind die Täter. Womit der Nichttäter noch nicht unschuldig ist. Es kommt darauf an, wie einer zu dieser Schuld steht und ob er die Zivilcourage aufbringt, von der Fahne zu gehen. Wo auch immer. Wann auch immer. Was einzig zählt, ist der Akt der Rebellion.

Albertz und Noske

Pastor (Heinrich) Albertz, der sich als Regierender Bürgermeister von West-Berlin 1967 mitschuldig fühlte an der Erschießung des Studenten (Benno) Ohnesorg durch den Polizeibeamten (Karl-Heinz) Kurras, trat kurz danach zurück. Ohne sein politisches Amt war er weniger prominent, doch die Art, wie er in Wort und Tat wiedergutzumachen suchte, zeigt einen Mann von Charakter.

Ein Mann von Charakter, wenn auch gegensätzlicher Art war Gustav Noske, der als SPD-Politiker 1918/19 revolutionäre Erhebungen blutig niederschlagen ließ und der die Nazis 1933 bat, ihn doch als Oberpräsident der Provinz Hannover im Amt zu belassen, da er in wenigen Monaten die Pensionsgrenze erreicht. Göring genehmigte das Gesuch. So ehrten die Nazis den Mann, der das Blut meuternder Soldaten an den Händen hatte. Während andere Sozialdemokraten ins KZ oder Exil mussten, blieb Noske Beamter und wurde sodann in allen Ehren Pensionär.

Albertz steht für das Beispiel des Deserteurs. Noske für das Beispiel des Exekuteurs. Albertz ist der Pastor (Priester), der sein Gewissen über das Amt (Kirche) stellt. Man sagt, das Beispiel taue nichts, weil die Desertion nichts bringe. Ein Mann ersetzt den andern. Doch was bringt das Beispiel Noske, außer einem ehrenhaften Leben, wie es die Obrigkeit mag, welche es auch sei.

Vor die gnadenlose Wahl gestellt, entweder Kain oder Abel zu sein, wählt der Deserteur das Weder-noch. Indem Noske bei Hitler um Amtsverlängerung bat, verriet er seine Genossen und begab sich unter die Fahne des Bluthundes, statt davon zu desertieren. Noske verlängerte seine Matrosenabschlachtung von 1918 und erwies sich als unfähig zu begreifen, dass jetzt die Flucht von der Fahne moralisch geboten war. Desertion aber wird zwingend, verlangt eine Führung Gehorsam, ohne Mitbestimmung zu gewähren.

Lenins Devise

Der Deserteur ist in allen Armeen der schlimmste Feind, schlimmer als der Feindsoldat, denn

er widersteht dem Befehl zum Töten und nimmt lieber den eigenen Tod in Kauf, was die Ohnmacht seiner Vorgesetzten beweist und erklärt, weshalb der Fangschuss, der Deserteuren nach der Exekution verabreicht wird, selten aus einer Kugel, meist aus mehreren Schüssen besteht, obwohl es nicht notwendig ist, bietet der bereits Erschossene doch das beste Ziel, und aus nächster Nähe. In den üblichen Mehrfachfangschüssen verrät sich die Wut der Fahntreuen gegenüber dem Fahnenflüchtigen, der diejenige Schuld nicht auf sich nehmen wollte, die die anderen unerschütterlich und empfindungslos tragen. Also wird mit allem militärischen Nachdruck exekutiert.

Ohne Exekution derer, die sich mitzumachen weigern, kein Krieg. Das wissen die Generale und Juristen; ihre Teilhabe an den Todesschüssen hält die Welt in Ordnung, an der der Deserteur rüttelt, und sei es, wie in manchen Fällen, nur aus Angst, Unwillen, Egozentrik. Der Deserteur aber, der die Naziwehrmacht verließ, spricht mit seinem Weggang jeden, der bei ihr blieb, schuldig. So näherte sich der deutsche Deserteur des Zweiten Weltkriegs jener Gruppe Menschen, die gleich ihm aus Prinzip zum Tod bestimmt waren – den Juden. Für Juden wie Deserteure gilt gleichermaßen, dass ihnen bei Festnahme der Tod zgedacht war, und so wie die Rassenideologie den Juden nicht freistellte, dem Tod zu entkommen, so war der Deserteur nicht mehr zu retten. Die vollendete Fahnenflucht gestattete keine Milderungsgründe, ganz wie die Juden nicht Milderungsgründe für sich vorbringen konnten.

Lenin, der im Ersten Weltkrieg die Soldaten aller Länder zur Desertion aufforderte, erfüllte die Wünsche des kaiserlich-deutschen Generalstabs, der ihn per Eisenbahn vom Schweizer Exil quer durch Deutschland in den Osten transportieren ließ. Mit Waffenstillstand und Vertrag von Brest-Litowsk verschaffte Lenin Russland Ruhe im Westen und Deutschland Ruhe im Osten. Die bedrohte Revolution zwang die Sowjets zum langen Krieg im Innern, danach zum bewaffneten Schutz nach außen. Mit dem Dritten Reich entstand ein Feind, demgegenüber Desertion Verrat gewesen wäre. Umso weniger war sie es in der deutschen Hitler-Armee, umso mehr war sie hier moralisches Gebot.

Heute wiederum gilt die Leninsche Devise für alle Armeen und Länder: Desertion und nichts als Desertion, bevor auf den Knopf gedrückt wird, der den Weltuntergang besiegelt. Mag sein, dass das schwache Geschlecht der Soldaten auf allen Seiten heute lieber seinen eigenen Untergang dem rebellischen Akt der Verweigerung vorzieht. Dann haben diese Menschen nichts anderes verdient als das große Feuer und den Nachruf aus schwarzer Asche. Aber die Zivilisten? Wir? Die Menschen?

Die Welt benötigt für Völkermord keinen Hitler mehr. Verglichen mit dem heutigen Vernichtungspotential waren die Möglichkeiten Hitlers eher beschränkt. Rückblickend ist Auschwitz der erste Versuch einer neuen »Normalität«, die schon begonnen hat und uns so unaufgeregt opportunistisch mitmachen lässt, als habe es das Dritte Reich nie gegeben. Denn wir wollen unsere Ruhe haben. Friedhofsruhe.

Zähne zusammenbeißen, auch wenn's die dritten sind

Endlich hat der Krieg die Welt verlassen. Ich robbe ans Tageslicht. Zerfetzte Bäume und niedergewalztes Gebüsch. Droben über mir und dennoch nahe genug glänzt das rollende Auge des fremden Himmels. In die östliche Richtung pirschend, lege ich lange Strecken zurück, ein einsamer Wandersmann, ein Verrückter.

Die Tränen treibt mir der Hunger in die Augen. Der Magen stülpt sich um. Zwei Stunden lang beobachte ich das starre Dorf. Nichts rührt sich. Ich schleiche zur ersten Kate. Die Tür ist geöffnet. Die Fenster sind zerschlagen. Drei Katen durchsuche ich und finde nicht einen Happen Brot. Dann stehe ich vor dem gedeckten Tisch. Er ist auf einfache Weise gedeckt. Keine Teller, keine Schüsseln. Eine eiserne Pfanne nur in der Mitte und darin, ich traue meinen Augen nicht, ein gebratenes Huhn. Ich habe es verschlungen, ich habe mich an den Tisch gesetzt und das kalte Huhn auf einen Sitz verschlungen. Als ich fertig war, ging die Tür langsam auf, und Radjonnow stakte herein. Er glotzte mich erstaunt an, sah die leere Pfanne, und eine Welle des Zorns rötete sein gutmütiges Gesicht. So wurde ich gefangengenommen. Radjonnow, dem ich mein Leben verdanke, versetzte mir einen Schlag, dass ich über den Stuhl flog. Dann führte er mich über den Hof, wo ein zweiter Soldat gerade dabei war, einer nicht mehr ganz jungen Frau die Zeit zu vertreiben. Ich wunderte mich, wo so viele Menschen plötzlich herkamen. Der Soldat ließ die Röcke der Frau fallen. Ich musste mich an die Wand stellen, die Arme heben.

Was tust du – Towaritsch? fragte Radjonnow. Der zweite Soldat hob die Pistole. Zorn zeichnete sein junges, rundes Gesicht: Umlegen – prosto – einfach, ohne Umstände umlegen – Radjonnow trat vor die Mündung. Er war blass. Du wirst dich besinnen – er ist mein Gefangener. Du hast dich mit der Frau vergnügt, und ich hab\' Krieg geführt. Also gehört der Fritz mir. Das Weib beobachtete angespannt die Auseinandersetzung und packte den Soldaten am Ärmel. Das machte ihn wild, er riss sich los und fuchtelte Radjonnow mit der Waffe vor dem Gesicht herum.

Was willst du anfangen mit dem Njemse, he? Willst ihn vielleicht wegbringen – soll ich allein bleiben? Und unseren Befehl vergisst du, was? Mach ein Ende mit ihm, sag\' ich dir – prosto!

Radjonnow schüttelte beharrlich den Kopf. Seine großen Ohren röteten sich: Er ist mein Gefangener – und Genosse Stalin hat befohlen, kein Gefangener darf mehr getötet werden – ponimajesch?

Der Genosse Stalin – ist er vielleicht hier, was? Hier ist niemand außer uns. – Du willst dich Stalins Befehl widersetzen? Das werde ich nicht zulassen. – Wer soll dich verstehen, Wassili, noch im vorigen Monat hast du nicht danach gefragt, bei Shitomir schickten wir die Njemses in den Himmel, da warst du nicht zaghaft, Wassili. – Damals gab es den Befehl des Genossen Stalin noch nicht, sagte Radjonnow bedächtig und schlug mit kräftiger Hand eine Mücke tot, die sich auf seiner Stirn niedergelassen hatte.

Und Radjonnow führte mich unverdrossen einen ganzen Tag lang durch das sonnendurchglühte Land. Hinter uns, als wir das Dorf verließen, vergnügte sich der zweite

Soldat wieder mit der Frau. Wir trotteten den Weg entlang, die nächsten Menschen trafen wir erst am Nachmittag. Es waren drei junge Polen, und ihre von Hunger und Angst ausgehöhlten Gesichter blühten auf und glänzten eifrig, als sie sich auf mich stürzten. Ich sah, dass Radjonnow sich nicht einmischen wollte, und setzte mich zur Wehr. Bald lag ich mit dem Gesicht im Dreck. Jetzt wurde es Radjonnow zu bunt, und er jagte die drei Polen zurück. Sie ballten die Fäuste und beschimpften ihn. Radjonnow fluchte und lachte glücklich. Meine Hände und mein Gesicht bluteten. Radjonnow feuerte jauchzend einen Schuss in den Himmel; so zogen wir weiter, und meine Dankbarkeit für Radjonnow wuchs ins Grenzenlose.

Allmählich füllte sich das Land. Soldaten kamen den Weg entlang. In unordentlichen Trupps marschierten sie, die Köpfe gesenkt, Staub auf den Helmen. (...) So führte Radjonnow mich die Straße hin, begleitet von Flüchen und Liedern. Ich bekam Schläge und Tritte, man schenkte mir Brot und Zigaretten, lachte mir zu und beschimpfte mich. Vor den Misshandlungen durch Panzerfahrer bewahrte mich Radjonnow. Als die rasselnden Kolosse auftauchten, verließen wir die Straße und gingen über die Felder. Dann kam das Stabsquartier in Sicht, und Radjonnow bat mich um meine Auszeichnungen. Er fluchte zufrieden und lächelnd, als ich das Blech in seine Hand legte. Er hätte mir die Orden einfach abreißen können, aber er war ein stolzer Mann und bat mich darum. Im Stab wurde ich einer Runde höherer Offiziere vorgeführt. Sie erkundigten sich höflich nach meinem Befinden, gaben mir Wasser zu trinken und fragten, was ich von der Sowjetunion hielt. Ich war glücklich über meine Rettung. Die Herren klopfen mir wohlwollend auf die Schulter, eine Ordonnanz brachte Wodka in deutschen Kochgeschirrdeckeln. Jetzt schnippte sich jeder mit dem Zeigefinger gegen die Kehle, und einer der Offiziere rief mit hartem russischem Akzent: A votre santé! So tranken wir auf die deutsch-sowjetische Freundschaft. Hernach kamen zwei junge, freundliche Offiziere mit grünen Mützen. Sie führten mich zu einer Baumgruppe seitab vom Stabsquartier. Ich musste mich ausziehen und wurde fürchterlich verprügelt. Danach begann die Vernehmung. Ich dachte immer an Wassili Radjonnow, der jetzt wieder unterwegs war zur Front und der mich hätte töten können. Die Dankbarkeit ließ mich die Schläge kaum spüren. Was sind schon ein paar Hiebe, wenn dir ein Mensch dein Leben geschenkt hat. (...)

Als es vorbei war, brachte mir ein Muschik ein Kochgeschirr voll Wasser. Ich spuckte meine Zähne ins Gras, trank das Wasser, blickte in den geröteten Himmel und sprach: Welch ein Glück, ich hab' diesen Krieg überstanden! Das geschah im August 1944. – Die verlorenen Zähne vom August '44 wurden im Gefangenenlager von Minsk ersetzt durch die landesüblichen Stahlinstallation, die immerhin wie Silber glänzten, noch heute erkennt man sie bei älteren ehemaligen Sowjetmenschen, wenn sie sprechen, lächeln oder lachen. Einen Rest trug ich noch in den sechziger Jahren aus Trotz im westlichen Reich der Goldkronen. Rückblickend scheint mir, der Gebissverlust hat mich bewogen, der Welt nie den Rücken, aber stets die Zähne zu zeigen und seien es die dritten oder vierten.

<http://www.jungewelt.de/2015/07-17/012.php>